



Christuskirche Othmarschen

18. Sonntag nach Trinitatis 2018, Jak 2,1-13

Ich glaube an die eine heilige, christliche Kirche, und in der gibt es die Bürgerliche Mitte und die Etablierten, Postmaterielle und Performer, Konservative und Traditionelle, Benachteiligte, Hedonisten und Expeditive, und wir sprechen hier *nur* von Deutschland.

Millieustudien beschäftigen sich schon seit Jahren mit der einen heiligen, christlichen Kirche. Und die Millieustudenten sagen: Gar nicht so einfach mit der Einheit, denn: Da gibt es die, die Johann Sebastian über alles lieben, und die, die atemlos mit Helene tanzen, manche räkeln sich auf einem italienischen Frighettosofa, andere zwischen Gelsenkirchener Barock, manche sterben für den neusten Seetalerroman, andere für Netflix. Manche schlafen an der Elbe, andere unter der Brücke.

Was wäre, frage ich mich manchmal, wenn wir in Hamburg alle Kirchen schließen würden, alle, bis auf eine. Wir könnten ja den Michel offenlassen. Und da kämen sie dann alle hin, um das Wort Gottes zu hören, die armen Schlucker säßen unter der Kanzel neben den reichen Pfeffersäcken, die Bildungs- neben den Wutbürgern, der Junge neben der Alten, der Geringqualifizierte neben der Hochschulprofessorin. Da zu predigen muss der erste Vorkreis der Hölle sein, denke ich mir! Denn: Egal, was man sagt: 7/8 erreicht man nicht – zu viel oder zu wenig Fremdworte oder Nebensätze, zu schlichte oder zu füllige Gedanken, zu links oder zu recht. Wie sähe ein Evangelium aus, wenn wir wirklich hingingen, um *alle* Völker, Schichten und Millieus zu lehren, was der Herr uns befohlen hat? (Mt 28)

Unser heutiger Predigttext ermahnt, die Armen, die im Gottesdienst vielleicht sogar noch in unsauberer Kleidung auftauchen, nicht zu benachteiligen. Seit 11 Jahren bin ich hier Pastor. So etwas ist hier in der Christuskirche zu Hamburg Othmarschen noch nie passiert. Denn hier kommen gar keine Arme hin, ähnlich hoch wird unter uns die Zahl derer sein, die Gottesdienste in Steilshop, Osdorf oder Mümmelmannsberg besucht haben. Sicher: Ab und zu kommen professionelle Bettler aus Rumänien vor unsere Kirche und essen einen Keks mit uns, aber sonst wir sind hier die reine heilige Kirche der goldenen Ringe und herrlichen Kleidung. Das ist kein Vorwurf, sondern Tatsache: Im Laufe der letzten 2000 Jahren scheinen wir uns irgendwie auseinandergeliebt zu haben. Die ersten Gemeinden waren da anders: Sie setzen Armenpfleger ein, um die Benachteiligten innerhalb der Gemeinde zu versorgen, die Apostelgeschichte erzählt von einer Art Gütergemeinschaft der Jerusalemer Urgemeinde. In Korinth gab es Konflikte zwischen Armen und Reichen am Tisch des Herrn. Heutzutage haben wir mit der Diakonie auch unsere Armen outgesourct.

Meine Brüder und Schwestern, haltet den Glauben an Jesus Christus, unsern Herrn der Herrlichkeit, frei von allem Ansehen der Person, predigt der Jakobusbrief. Es ist leicht, zu behaupten: Ich begegne den Armen in der Gemeinde ohne jedes Ansehen der Person, wenn man solche Menschen hier gar nicht zu Gesicht bekommt. Wir gucken heute nicht mehr herab. Wir blenden aus. Eine leichte Verbesserung kam mit dem, was manche Menschen „die Flüchtlingskrise“ nannten. Nicht nur am Roosens Weg sitzen seitdem Arme und Reiche vor Gemeindehäusern, trinken, reden, lachen und lehren, und zwar nicht nur Deutsch als Fremdsprache, sondern zugleich Kultur als Fremdkultur. Und so bekam das, was manche Menschen „die Flüchtlingskrise“ nannten, ein Gesicht, einen Namen, eine Biographie.

»Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, so tut ihr recht; lehrt der Jakobusbrief, wenn ihr aber die Person ansieht, tut ihr Sünde! Es ist eine Binsenweisheit, dass man sich nicht von goldenen Ringen und herrlicher Kleidung blenden lassen soll, dass ein Mensch ohne Obdach kein Obdachloser ist, sondern ein Mensch. Aber genauso wie blinder Glaube gefährlich ist, ist es blinde Liebe auch. Glaube und Liebe geht nicht ohne Ansehen. Das Christentum will Menschen die Augen öffnen, will gerade nicht, dass alle über einen Kamm geschoren werden, will, dass der Mensch genau hinschaut. Ich habe das Glück, in meinem Leben an ganz verschiedenen Stellen mit ganz verschiedenen Menschen gearbeitet zu haben.

Ich habe mit Armen gesprochen. Es ist beschämend, was sie erzählen. Ich denke an einen Mann, der in einem Diakoniprojekt auf der Kundentoilette gearbeitet hat. Unglaublich, was „so einer“ von anderen zu hören bekommt. Am Donnerstag erzählten hier Konfirmanden von ihrem Praktikum „Armut in Hamburg“. Sie hatten gelernt, dass Menschen, die zerlumpt am Straßenrand sitzen, nicht nur auf 2 Euro hoffen, sondern zugleich auch auf ein Gespräch, auf Wertschätzung und Aufmerksamkeit.

Ich habe mit Reichen gesprochen, vor einiger Zeit mit einer Millionärstochter, die von ihren Lehrern ebenso beschämend behandelt wurde. Unglaublich, was Menschen für Vorurteile feiern, wenn auf dem Konto des Gegenübers einige Nullen mehr stehen als auf dem eigenen. Der 12jährige Johann Scheerer berichtet, wie er nach der Freilassung seines entführten Vaters Jan Philipp Reemtsma zum ersten Mal wieder ins Christianeum geht: „Die Schule war vorüber und ich verließ den Hof mit Daniel durch das Haupttor. Wir gingen am



Christuskirche Othmarschen

Seite 2 von 2

Fahrradständer vorbei aus der Schule und Richtung Straße. ... In der Einfahrt stand eine Gruppe Oberstufler und sah mich an, während wir auf sie zgingen. Einer von ihnen tippte mit der Spitze seiner Seglerschuhe an seine lederne Schultasche, die auf dem Boden stand. Sie ruckelte ein wenig hin und her. „Hilfe, Hilfe!“, sagte er mit lächerlich verstellter Stimme. „Ich bin der kleine Reemtsma. Ich will hier raus. Hilfe.“ ... Schnell musste ich in den 7er BMW einsteigen. Er wartete an der Straße vorm Haupteingang. Der Motor lief ja schon.“ (Wir sind dann wohl die Angehörigen, 231f.)

Hört zu, meine Lieben! heißt es im Jakobusbrief weiter, - und man weiß gar nicht so genau, wen er da mit „meine Lieben“ meint - Hat nicht Gott erwählt die Armen in der Welt, die im Glauben reich sind und Erben des Reichs, das er verheißen hat denen, die ihn lieb haben? Ihr aber habt dem Armen Unehre angetan. Sind es nicht die Reichen, die Gewalt gegen euch üben und euch vor Gericht ziehen?

Ist das so, ihr Lieben? frage ich. Ist die Welt wirklich so einfach, dass wir unsere Botschaft in schwarz-weiß senden können: die guten Armen und die bösen Reichen? Ganz sicher nicht, zumindest wenn die Lieben zu Hamburg-Othmarschen befragt werden. In anderen Gemeinden mag das anders aussehen. Als Jakobus seine Zeilen schrieb, mag es ja vielleicht wirklich so gewesen sein: Dass es damit getan war, dass die Armen nicht hintenangestellt wurden. Wenn wir heute den Armen zu ihrem Recht verhelfen wollen, müssen wir beginnen, ganz viele Käseglocken zu zerschlagen. Manch einer kokettiert hier ja fast damit, dass wir in Othmarschen unter einer solchen Glocke leben und ich habe immer noch den Satz einer Konfirmandin im Ohr, die mir vor einigen Jahren sagte: „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass es auf dieser Welt Menschen gibt, die niemand liebhat.“ Wie schön und hoffnungsvoll einerseits, aber auch: wie erschreckend weltfremd. Käseglocken behüten wunderbar, aber sie lassen eben auch alles draußen, was die Sache verderben könnte. Käseglocken sind ja keine Erfindung des Hamburger Westens, wir haben sie in der ganzen Stadt von Blankenese bis Billstedt, von Langenhorn bis Harburg Marmstorf. Sie sehen jeweils mehr oder weniger hübsch aus und drunter steckt auch nicht immer derselbe Käse, aber alle verhindern erfolgreich, dass frische Luft ans Hirn kommt und der Gedanke sich Bahn brechen kann: Jenseits unserer Käseglocke gibt es auch intelligentes Leben. Wenn wir den Millieumief nicht durchlüften, all unsere Google- und Facebookblasen nicht zum Platzen bringen, dann wird's immer schwieriger, nicht nur mit der einen, heiligen christlichen Kirche im Besondern, sondern auch mit dem intelligenten Leben im Allgemeinen.

Die große Schwäche des Jakobusbriefes ist seine gedankliche Schlichtheit: Redet so und handelt so als Leute, die durchs Gesetz der Freiheit gerichtet werden sollen. Denn es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht. Aus diesem Grunde hätte Martin Luther den Brief am Liebsten als „stroherne Epistel“ aus dem Neuen Testament geschubst. Zu stark der Geruch nach Werke- und Selbstgerechtigkeit. Wir müssen nur barmherzig sein und fallen andernfalls vor dem Jüngsten Gericht durch. Das ist nicht die Mitte der Schrift, sagt Doktor Martinus. Die Mitte ist die Rechtfertigung des Sünders durch einen liebenden Gott, der sagt:

Ihr habt euer Ansehen bei mir, einerlei, wer ihr seid, was ihr habt. Das ist das Evangelium, das jedem Menschen gilt.

Und wer anderen dieses Ansehen streitig macht, der macht sich selbst klein. Ihr seid die eine, heilige, christliche Kirche. Ihr seid heilig, weil ich euch liebe, nicht weil ihr euch liebt. Und meiner Liebe schreit nach mehr, darum: Liebt eure Nächsten – sie sind wie ihr, singt nach Johann Sebastian und tanzt mit Helene, zwischen italienischem Frigghettosofa und Gelsenkirchener Barock, macht da keinen Unterschied unter euch und urteilt nicht mit bösen Gedanken. In diesem Sinne: Der Nächste, bitte! Amen.

Pastor Martin Hofmann